

# DER WELT SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



## Frühjahrshüte.

Von Emma Reichel.

Hierzu fünf Aufnahmen von Otto Becker & Maas.

Am Verlauf meiner Berichte habe ich es mir stets angelegen sein lassen, der Linie nachzugehen, welche die jeweilige Mode einschlägt. So war es mir weniger darum zu tun, jeden Toilettengegenstand bis ins kleinste zu beschreiben, als seinen Zusammenhang mit dem Gesamtbild der Mode nachzuweisen. Zumeist war es gelungen, den Bericht auf eine Einheit zurückzuführen. In einer Saison wurde mehr Nachdruck auf diesen Stil, in einer weiteren auf andere, den Zeitgeist beherrschenden Ideen gelegt. Nach und nach wird es aber immer schwerer, bei der Richtung, welche unsere Mode einschlägt, das verwirrende Bild in seine einzelnen Bestandteile aufzulösen. Die

zuschauen, wird beobachten, daß unsere moderne Frau einen ganz anderen Gesichtsausdruck hat als die Damen des Empires oder der Wiedermeierzeit. Im Kunstgewerbemuseum waren in der Vespertheatralischen Bibliothek in den Monaten Februar und März sehr interessante Modetypen aus den Jahren 1800—1900 ausgestellt. Hier konnte man den echten Stil der Toilette jener Zeit studieren. Leicht konnte man die Merkmale finden, welche unsere gegenwärtige Mode mit der vergangenen gemein hat, und erkennen, daß es nur ein einziger Zug gewöhnlich ist, welcher einen Hut be-

rechtigt, ihn als eine Wiedermeiershüte oder als einen Directoirehut auszugeben. Dort konnte man auch den Unterschied in der Physiognomie der damaligen und der gegenwärtigen Frauen wahrnehmen. Und wer da meint, daß Modedictator stets den Charakter von Puppen trägt oder von Frauen, die sich mit nichts Ernstem beschäftigen, der sei auf moderne Frauenbildnisse, wie wir sie in unseren modernen Ausstellungen haben, und auf die Porträts zu Anfang des 19. Jahrhunderts in der Jahrhundertausstellung hingewiesen. Da allerlei Stilarten in der Putzmode vorherrschen, ist in dieser Saison dem individuellen Geschmack das ausgedehnteste Recht gegeben. Man kann tatsächlich heutzutage aufsehen, welchen Hut, was für eine Form man mag, er wird eben als höchste Mode gelten. Je mehr zerfnauft, gedrückt und verblichen in der Farbe er ist, für um so aparter wird man ihn wohl



Frühjahrshüte.

verschiedensten Kultur-epochen leben in unserer Mode wieder auf, sie verschmelzen untereinander, so daß die eine Dame sich à la Wiedermeier trägt, eine andere von Empire spricht, eine dritte der Reform huldigt und wieder andere Frauen glauben, sich in Directoire-geschmack zu kleiden. Dazu gesellt sich noch der Stil Louis XV. und endlich die Mode aus dem zweiten Kaiserreich. Unsere fünf Abbildungen geben von diesem Gemisch der Stilarten ein Beispiel. Von vornherein muß es aber betont werden, daß eine Mode, die wieder neu entsteht, nur Anklänge an die verfloffene Zeit hat. Der moderne Geist gestaltet den alten Stil in seiner neuen Weise um. Gerade in der Mode ist das sehr merkwürdig, und namentlich bei der Gestaltung der Hüte. Wer Gelegenheit nimmt, sich die Frauenbildnisse aus dem letzten Jahrhundert genauer an-



halten. Ich glaube, daß es heute einer Dame ebenso ergehen könnte wie der berühmten Sängerin Malibran. Sie will in London einem Feste beizohnen und läßt sich zu dem Zweck eine Toilette aus Paris schicken. Der dazu passende Hut war ein Wunder aus Tüll und Phantasiestoffen, der demnächst, der die Londoner Damenvelt in Begeisterung versetzen sollte. Die Sängerin ist bereit; ihre Verehrer, welche den letzten Darbietungen der Sängerin und ihrer Kammerfrau zugeschaßt haben, wollen sie hinab zum Wagen geleiten, als man den kostbaren Hut vermisst. Er ist nirgends zu finden. Man fängt an zu suchen, auf dem Bett, unter dem Bett, unter dem Sofa. Nirgends ist er zu finden. Die Kammerfrau weint, schwört, sie habe ihn da oder dort hingelegt. Die Malibran entschließt sich, einen anderen Hut aufzusetzen. Nun erhebt sich der berühmte

Sänger Lablache, der mit Gleichmut dem Suchen zugeschaute hatte, von seinem Sessel, und siehe da, der Hut liegt verdrückt und zerfetzt darauf. Die Künstlerin drückt ihn mit einer graziösen Bewegung auf ihr Köpfchen und steckt ihn mit zwei goldenen Nadeln fest. Sie sieht zum Entzücken darin aus. Die englischen Damen sind begeistert von dem Schick der Pariser Modistinnen, und eine jede glaubt nur hübsch auszuweisen in einem Dute à la Malibran. Die Russmädchen hatten reichlich Mühe, den Hüften den gewünschten zerfetzten Zustand zu geben. Aber gegen die plötzlich aufgetauchte Mode waren sie machtlos, und sie mußten die geforderten Formen liefern. . . Unsere neuen kleinen Kopfbedeckungen stellen hohe Ansprüche an die Geschicklichkeit beim Aufsetzen von Seiten der Trägerin. Den Französinen kommt es nicht darauf an, dem schiefen, immer auf einem Bügel stehenden Dute zur Kleidsamkeit zu verhelfen, indem ein paar falsche Locken dem Haare eingefügt werden, wo unterhalb der Krempe eine Leere gähnen würde. Auch haben sie stets eine Füllrotete oder ein paar Mäuten in Bereitschaft, um sie im Notfall unter dem Dute zu befestigen. Der Mehrzahl unserer Frauen geht eine derartige Begabung ab. Sie wollen nicht so viel Mühe verwenden beim Aufsetzen ihrer Kopfbedeckung. Darum führen wir unseren Leserinnen solidere Modellhüte vor, welche uns die Firma J. Neuländer Nachfolger, Berlin, zur Verfügung gestellt hat. Selbstverständlich entsprechen sie in Form, Farbe und Arrangement allen Tendenzen der neuen Mode.

Abbildung 1 stellt einen schwarzen Basthut dar. Seine Form führt den Namen Glode, die wir natürlich auch unter cloche fassen. Das Glodenförmige wird wesentlich gemindert durch den Halbkranz von großen Nosen, der den Kopf umgibt. Diese Nosen schattieren vom dunkelsten Rosa bis zum hellsten und sind durch Laubwerk miteinander verbunden. Der Hut würde nicht modern sein, wenn er nicht schief auf dem Haupte thronete. Diese Stellung wird erreicht durch einen Bügel, an den sich eine große Garnitur aus hellblauen Bandtschuppen anschließt.

Abbildung 2 verlangt die Beschäftigung mit der Biedermeierschleife. Wird sie etwas höher gestellt, geht sie vorn etwas spitzer zu und ist ihre Garnierung etwas weniger duntig, so wird sie als Directoirehut eingestuft. Sie besteht aus weissem Panamageslecht, ist leicht mit Tüll umschlungen, der an der Seite eine hochstehende Schleife



Eine gründliche Reinigung mit dem Naturkamm.

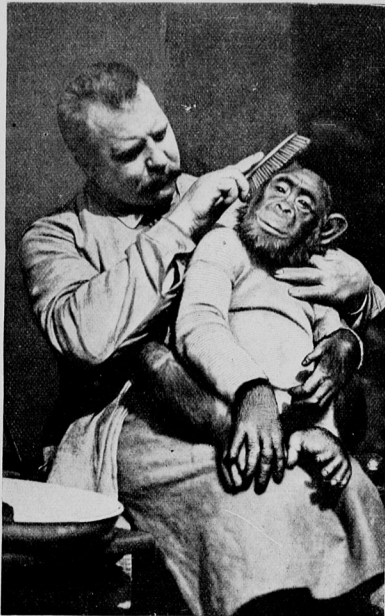
ein, der wie ein Krönchen — à la coronet — gesteckt wird. Eine Federrette mit herausragendem Reiter macht seine Garnierung aus. Die braunen und roten Farbentöne mit ihren verschiedenen Abstufungen, als da sind mordore, aubergine und corail, sind stark in Aufnahme. Die Hochhaargeslechte machen im Verein mit Atlasstoffen allen anderen Material den Rang streitig. Sehr viel werden schwarze Hüte getragen mit wallenden weissen Straußfedern oder vollen Federköpfen. — Die Mode hat uns außerdem noch mit ganz lächerlichen Hüten beschenkt. Sie sind überaus klein und schmal, werden in eine Fülle von Locken hineingedrückt und von den Köpfen herab nickten lange Haufenfedern, oder buntschillernde Paradiesvögel breiten ihre Fittiche aus. Es ist ein Mangel an Geschmack, der unserer künstlerisch gesinnten Zeit wenig Ehre macht, Hüte mit Stutzen, Flügeln und ganzen Vögeln zu wählen, aber wenn es die Mode heischt, dann wird leider nur zu oft die Negung des Kunstsinnes gewaltsam unterdrückt. Auch der gute Geschmack streicht die Segel. Denn es ist und bleibt eine Geschmacklosigkeit, die Hüte mit Vogellabarn zu besetzen. Hoffentlich wird dieser dem Frauenherzen wenig Ehre machende Modeauswuchs früher oder später einmal verschwinden.

**Toilette der Tiere.**

Betrachtungen und Bilder aus dem Berliner Zoologischen Garten. Von Dr. O. Heinroth. Hierzu 4 Aufnahmen von Becker & Naack auf dieser Seite.

Es muß doch viel Mühe machen, die Tiere im Zoologischen Garten jeden Tag zu putzen. Die Hirsche, Wildpferde und Antilopen sehen ja immer so glatt und sauber aus! So höre ich die Besucher des Gartens oft sich äußern. Sie glauben in der Tat, daß z. B. ein gesunder kraftstrotzender Hirsch sich von seinem Wärter berühren, ja sogar putzen läßt, und überlegen nicht, daß das Wild in der Freiheit auch „angepuht“ fast stets tadellos sauber und glatt aussieht. Dann sind die Tiere wohl sehr reinlich und säubern sich selbst gut? höre ich darauf fragen. Wenn wir unter „Tieren“ hier einmal nur Säugetiere und Vögel berücksichtigen wollen, so fällt die Antwort auf die Frage bei den erwähnten Tiergruppen recht verschieden aus. Betrachten wir uns einmal die Säugetiere auf ihre „Toilette“, d. h. auf ihren Keintlichkeitsinn und ihre Vorfahren, ihr Lebewesen in Ordnung zu halten. Da finden wir, daß sich die Katzenarten, namentlich die kleineren, ihr Fell belecken, und nach soeben gekannter Mahlzeit ist diese „Katzennähe“ auch recht nötig, denn Woten und Kopf sind gewöhnlich mit dem Blute des Schlachtopfers bedeckt. Die großen Katzen, es mit der Reinigung nicht „Wäsche“ kaum über den Kopf sind es viele Ragetiere, die

feit der Vorderglieder. Fledermäuse ledern sich, an den Hinterbeinen hängen, namentlich die Flughäute. Sie mit sind aber im wesentlichen alle Säugetiergruppen aufgeführt, die im menschlichen Sinne „Toilette“ machen.“ Die überwiegende Mehrzahl beschränkt sich darauf, irgendwelche lästige, belebte oder unbelobte Fremdkörper durch Kratzen, Schütteln oder Ablesen (Affen) von ihrem Fell zu entfernen. Die sonstige Hautpflege der Säugetiere widerstreitet oft direkt unserem Keintlichkeitsbedürfnis: wenn sich der Hirsch, der Ober u. a. in Schlamm „suhlen“, d. h. andauernd wälzen, der Elefant fortwährend mit Staub überschüttet, so bezweckt dies Verhalten wohl vor allem einen Schutz gegen Ungeziefer.

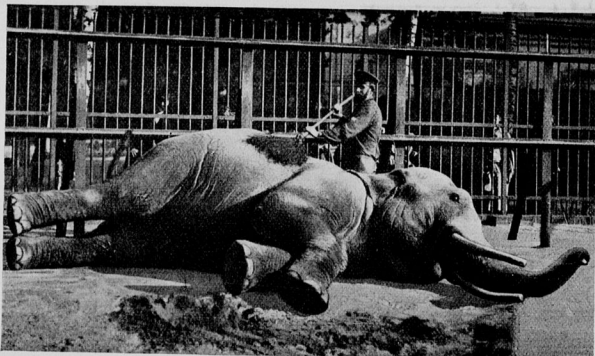


Fräulein „Miss“ Schimpanse wird frisiert.

Dem Wasser als Reinigungsmittel ist der größte Teil der Säugetiere sehr abhold. Einige jedoch, wie Vögel, Elefanten, liehen ein Bad; das indische Nashorn, die Büffel liegen stundenlang im Wasser, hauptsächlich wohl, um sich vor störenden Insekten zu schützen. Der Eisbär auf unserem Bilde veranschaulicht den Wasserentficht, der in vielen Fällen aber mehr der Nahrungslücke oder der Kühlung wegen als aus Keintlichkeitsgründen aufgesucht wird.

Woher kommt es nun aber, daß auch die sich nie wuschenden und putzenden Säugetiere in der Freiheit doch sauber und glatt erscheinen? Einmal forgt der bei vielen jährlich zweimal stattfindende Haarwechsel für ein glattes sauberes Fell, das natürliches Hautfell hindert das Anhaften von Schmutzwasser, und zuletzt, in der freien Natur gibt es ebenfogat wie keinen „Schmutz“, das wissen wir ja alle vom Landaufenthalt her. Sand, Lehm usw. fallen nach dem Eintrocknen durch die Bewegungen der Tiere wieder ab, und der eigentliche „Schmutz“ der Städte, der Kohlenstaub und die zum Teil fettlöslichen Verbrennungsprodukte unserer Feuerungen, fehlen eben. Man beobachte nur, wie das herrliche lose Fell der Ringnasen z. B. nach kurzem Aufenthalt der Tiere im Zoologischen Garten verflut und unansehnlich wird.

In manchen Fällen kann der Mensch bei gutmütigen Tieren der Gefangenschaft regelnd in die Hautpflege eingreifen. So sehen wir auf unserem Elefantenbilde den Wärter seinen gehoramen Jüngling fein säuberlich abkehren. Der letztere hat sich den Tag über nach Elefantenmanier im



Jambo bei der Morgentoilette im Zoologischen Garten.

bildet, und unter dem Kinn wiederum zu einer breiten Schleife gefnoten wird. Die Innenangarnierungen sind aus Federnroten oder Apfelsblüten hergestellt.

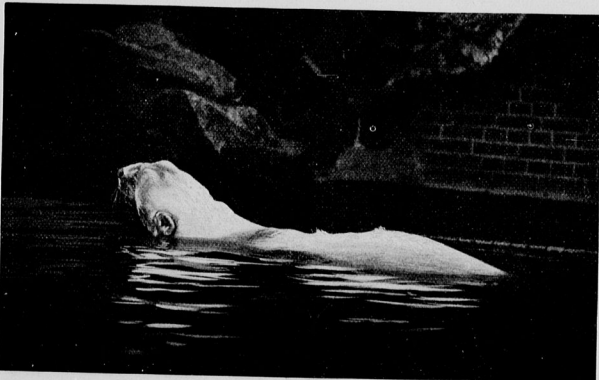
Abbildung 3 veranschaulicht ein schmales gedrücktes Barett aus in Mädchen getottem Mohhaar. Die Farbe des Hutes ist blaulich-grünlich und wird als hlen electricus bezeichnet. Der Hut ist in Wirklichkeit viel schmaler, als er hier auf dem Bilde erscheint. Seine Krempe umgibt ein dichter Kranz von rotfarbenen Nosen in den verschiedensten Tonen, der rückwärts drei- oder vierfache Breite annimmt. Eine hochstehende Schleife aus olivfarbenem Seidenband gibt den seitlichen Abschluß.

Abbildung 4 macht uns mit einer Wagnerkappe aus weissem Florentinergeslecht bekannt, die mit Nosen und Moos umkränzt ist. Die Krempe ist durchbrochen mit Nisse einer Spachtelapplikation. Eine moosgrüne Schleife deckt den Bügel und nestelt sich in das Haar.

Abbildung 5 beansprucht den Namen Biedermeierform. Es ist ein grünes Mamlastrohgeselecht verziert mit einem Bergkristallstrauß, einer hochstehenden Nase und hellblauen Wandrosentzen.

Auf einen sehr kleidsamen schmalen Matrosenhut, der sich als Empireform ausgiebt, in Aubergerfarbe — belanntlich ist Aubergerie die französische lilarote Giffrucht, die auch bei uns sich als Gemüse einbürgern will — sei die Aufmerksamkeit gelenkt. Er ist mit abshattierten Bandtschleifen in der gleichen Nuance ausschließlich gepuht. Fernerhin führt sich ein Mohhaarhut in heller Farbe, namentlich hellblau

wie Löwen und Tiger, nehmen sehr genau und dehnen die übrigen Körper aus. Sodann durch Ketten und Krallen mit Zähnen und Krallen ihr Daarkleid säubern und ordnen. Bei der Kleinheit der meisten Raget macht diese Beschäftigung einen überaus zierlichen Eindruck; ein aufrechtstehendes, sich putzendes Mäuschen ist eine allerliebste Erscheinung. Der behäbige Biber, der langsam und bedächtigt durch hüschelweises Ausdrücken der Haare mit den Vorderpfoten seinen Pelz von Wasser befreit und sich abmüht, mit seinen kurzen Armen auch den Rücken zu erreichen, wirkt dagegen ungemein komisch. Nur die sogenannten „Dufpfötter“ unter den Ragetern, wie Meerchweindchen, Maras, Agutis u. a., putzen sich so gut wie nicht, ihnen fehlt die handartige Beweglich-



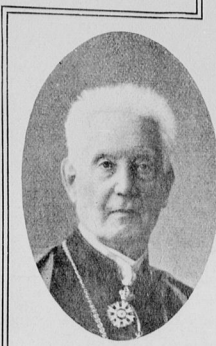
Meister Petz aus Alaska im Vollbad. (Siehe den Artikel „Toilette der Tiere“.)



Lufengehege mit Sand beworfen, und auf seinem breiten Rücken ruht noch ein gehöriges Quantum. Ins Haus darf er mit dieser Bürde nicht, denn hier fällt sie allmählich ab und verstaubt und verschmutzt den Innenraum, daher das „Abstauben“.

Auch das fünfjährige Schimponfenrädchen „Miffi“ hat mit Wasser, Schwamm und Bürste Bekanntheit machen müssen und gebraucht die letztere sogar eigenhändig. Selbst der sauber gehaltenste Affenfäfig kann eben der Kaufpreis zünger und wirres Haar. „Miffi“ ist aber schlümpfig und läßt die Toilettenkünste ihres Vaters geübt über sich erheben.

Gegen die Säugetiere sind die Vogel Mutter von Sauberkeit und Ordnung. Bei letzteren erfordert die Ge-

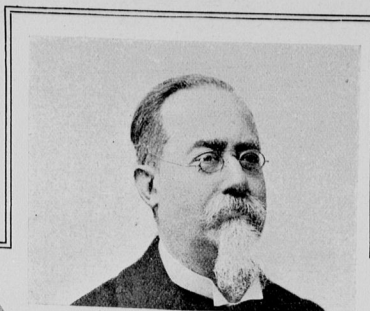


**Stiftsprobst Dr. v. Türk,**  
eine der populärsten Persönlichkeiten Münchens, feiert am 12. April seinen achtzigsten Geburtstag. Konfession v. Türk ist seit mehr als 30 Jahren Religionslehrer am königlich bayerischen Kadettenkorps.

bergspege viel Sorgfalt und nimmt einen beträchtlichen Teil des Tages in Anspruch. Der Grund ist leicht einzusehen. Die Feder, ein viel komplizierteres Gebilde als das Haar, knist und bricht bei ungeschickter Behandlung; wollte sich der Vogel nach Säugetier am rauhen Baumstamm „schrubben“, so wäre der Effekt ein Loch im Feder, das erst bei der nächsten Mauser zuwächst. Die großen Federn der Flügel und des Schwanzes dienen ihrem Träger aber auch zur Fortbewegung, zum Fluge, und eine Beschädigung dieser und eine Verschärfung dieser und diese stellt die Existenz des Vogels in Frage. Mit diesen wichtigen Werkzeugen muß also ganz besonders schonend umgegangen werden. Zum Schlusse aber, und das ist mit der Ausnahme, muß der Vogel seine Federn einfeilen, indem er mit dem Schnabel ein bestimmtes Häufchen der Bürde abnimmt und dieses im Gefieder verteilt. Im Gegensatz zu dem meist kurzhafigen Säugetier ist der Vogel imstande, alle Teile des Körpers mit dem Schnabel zu erreichen, das Kopfgefieder natürlich ausgenommen, das mit den Krallen gesäubert und durch Leiben auf bereits eingesehten Federn eingoilt wird. Papageien, Kaffler, Tauben und andere Vögel pflegen sich an Kopf und Hals gegenseitig das Gefieder zu ordnen.

Unser Vildchen mit dem Kronenfranz gibt die Stellung beim Dienen des Müdengiefeders vortrefflich wieder. Der Hals beschreibet dabei oft die eigenartigen Bewegungen.

Namentlich die Wasservögel halten ungemein auf Sauberkeit und Glätte ihrer Federn. Schon ein paar Tage, die z. B. eine Ente auf der Heide im engen Kasten zugebracht hat, genügen, um diesen durch die Einschüchterung verursachten Ausfall der Gefiederpflege sehr bemerkbar zu machen. Ins Wasser gebracht, wird das Tier naß und gerät in Gefahr, zu verkommen und zu ertrinken. Sehr vielen Vögeln kann man einen gewissen Stolz auf ihren Federschnitt nicht absprechen: man muß nur zusehen, wie sich so ein bunter Erpel erst badet und schüttelt, ehe er sich seiner Auskerfornen von seiner schönsten Seite zeigt! Der Vogel ist eben ein „Gesichtstier“, und bei ihm haben oft lebhafteste Farben und Muster die Bedeutung im Verkehr der Tiere untereinander, hier heißt es also: auf sich halten, wenn man etwas vorstellen will!



**Professor Cesare Lombroso,**  
der weltbekannte Anthropologe feiert in kurzem seinen hundertsten Geburtstag. Lombroso, ein geübterter Anatom, studierte in Turin, an dessen Universität er seit vielen Jahren über gerichtliche Medizin und Psychiatrie lehrte.

Und ohne mir Zeit zu lassen, sie zu befragen, erzählte sie mir mit bewegter Stimme: „Es war an der novembrischen Aiste, wo wir uns den Sommer über aufhielten. Wir wohnten im Hotel, meine Mutter, René und ich. Ich war noch sehr jung und wußte, daß ich hübsch war. Dies Bewußtsein machte mich ein wenig eitel, hochmütig und dreist. Unter den Hotelgästen gefiel mir nur ein Herr. Es war ein etwa dreißigjähriger Mann, etwas groß und sehr schön, mit edlen, ausdrucksvollen Zügen. Er hatte die Mäntel eines Offiziers. — Alles, was ich von ihm wußte, war, daß sein Diener ihm auf seinem Zimmer servierte, daß er immer allein spazieren ging, immer in demselben langen, schwarzen Offiziersmantel, den er über die Schultern gehängt trug. Er schien gänzlich unbekannt zu sein. Dies alles erschien

mir seltsam und interessant. — Ich kreuzte öfters seinen Weg und versuchte in unauffälliger Weise eine Unterhaltung anzubahnen. Er antwortete kaum und nur sehr zurückhaltend. Doch ich glaube, es dabei in seinen großen, funkelnden Augen aufleuchten zu sehen. Eines Tages ließ ich in gut gehendelter Zerstreuung meinen Handschuh fallen. Er bemerkte es, ich sah es an seinem verlegenen Gesicht, aber er ging weiter, ohne den Handschuh aufzuheben.

Von diesem Augenblicke an mied er mich. Mein bloßer Anblick ließ den „Krieger“ schon fliehen.

Mein Vetter beobachtete es und sparte nicht mit spöttischen Bemerkungen über seinen vermeintlichen Nebenbuhler. Ich selbst versuchte auch, das Benehmen des „Offiziers“ ins Lächerliche zu ziehen, aber es beleidigte und ärgerte mich.

Die gekränkte Eitelkeit sollte sich sehr bald in Antipathie, dann in heftige Abneigung umwandeln.

Eines Morgens, nach einem kurzen, einsamen Spaziergang, traf ich auf dem Wege ein altes Weib, das große Heubündel und gestrodmete Eichen mühsam schlepte. Ermattet, verwarfte die Alte die Tragbänder der auf dem Rücken liegenden Last ein wenig zu lockern, und Heubündel und Eichen fielen auf die Erde. Ich blickte mich nach und half ihr die Last wieder auf den Rücken laden, als ich nicht weit von uns den „Offizier“ bemerkte, der es mitanah, ohne uns zu helfen. „Ich verstehe nicht, wie ein Mann so jede Hoflichkeit außer Acht lassen kann“, rief ich ärgerlich hervor. „Seiner habe ich kein Verdienst bei mir, seien Sie bitte so gut, mein Herr, der armen Frau eine Kleinigkeit zu geben!“

Seine Miene verdüsterte sich. Ich glaubte, er wolle sich entschuldigen, aber er schien es nicht der Mühe wert zu halten. Er biß die Lippen krampfhaft aufeinander und zu geben. Es war das erste Mal, daß ich einen Unbekannten um etwas gebeten hatte, und das erste Mal, daß man mir eine Bitte abschlug.

Ich kam ganz außer Fassung gebracht ins Hotel zurück, und erzählte meine Begegnung René, der meine Enttäuschung voll und ganz teilte. Er versprach mir, den „Offizier“ zur Rede zu stellen, und im blinden Zorn bestärkte ich meinen Vetter in seinem Vorhaben.

Es war mehr als eine Woche vergangen, ohne daß wir den Fremden sahen. „Es ist ihm peinlich, auf der Bildfläche zu erscheinen, er hat gewiß Angst“, sagte ich, und René meinte das auch.

Eines Abends hielten wir, René und ich, uns trotz stürmischen Wetters auf der Mole auf, um dem Spiel der hoch aufschäumenden Wellen zuzusehen, als ein gellender Siffernt uns an die entgegengekehrte Seite rief, wo die eiserne Leiter zum Ausbooten befestigt waren.

Vor uns stand der „Offizier“, bleich, mit verzerrtem Gesicht und rief uns mit angstvoller Stimme zu: „Ein Mann ist ins Wasser gefallen, dort, helfen Sie, retten Sie...“

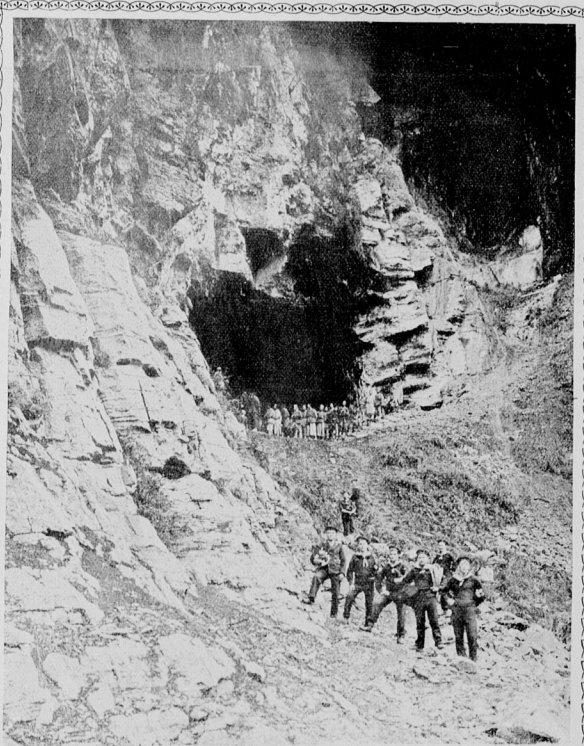
Ich sah ihn verdächtlich an und René sagte: „Ein Mann ist ertrunken, und sie bemühen sich damit, wie ein Weib zu klagen und um Hilfe zu schreien...“

Und bei diesen Worten zog René in febrilischer Eile seinen Rock aus und stürzte fort.

Drei Matrosen halfen ihm, und alle vier zogen mit vereinten Kräften den Unglücklichen ans Land. Die herbeigelaufenen Leute umstanden die Netter und den Geretteten, und René und ich waren allein mit dem Offizier. Sein schönes Gesicht war blaß und sein Körper zuckte nervös.

Seine Blässe und sein Erschauern standen in so lächerlichem Gegensatz zu seiner riesigen, kraftvollen Gestalt, daß René ihn verpötte: „Wenn ich Sie für tapferer hielt, würde ich Ihnen nicht nur in Worten meine Verachtung für Ihr unmannliches Benehmen zu verstehen geben.“

Der „Offizier“ sah mich bei René's schmachenden Worten mit einem Witz an, der mich anzog und doch abließ. Dann schloß er wie in furchtbarem Schmerz die Augen. Seine Wangen wurden aschfahl, sein Körper erbebt.



**Auf Ostererlaub am Lande.**

Unser Bild führt nach China. Ein Teil der Wohnung eines der im Süden liegenden deutschen Kriegsschiffe hat Landurlaub erhalten. Statt die kurze Ferienzeit in den zahlreichen Kneipen der Hafenstadt zu verbringen, gehen die blauen Jungen auf Entdeckungstouren aus. Dabei kommen sie zu der Quelle Bingschau-dab, in der ein wüstenver Trache hausen soll. Die strammen Burschen bewaffnen sich mit Seilen und Fäden und rücken mutig los auf das Fabeltier, dessen unaußersichtliches Gebrüll nichts anderes ist als das Klacken eines Wasserfalls im Innern der Höhle. Die Bewohner des nachliegenden Dorfes wußten an diese natürliche Erklärung nicht glauben. Nach ihrer Meinung hat das mit übernatürlichen Kräften ausgestattete heilige Tier die Augen der bleichen Barbaren mit Blindheit geschlagen.

Dannenberg & Co. copyright.

**Der „Offizier“.**

Von Charles Feyer. — Berechtigte Uebersetzung von Alice Sobersky.

In jenem Abende hatte ich Mlle. Wandert mit ihrem Vetter René und andere Freunde und Bekannte zu mir gebeten. Die Unterhaltung war sehr lebhaft, als René die Frage aufwarf: „Wer kann sich rühmen, niemals, auch nicht einmal in seinem Leben ungerichtet oder grausam gewesen zu sein?“

Ich sah neben Mlle. Wandert, die bei René's Worten erzitterte. Eine fahle Blässe bedeckte ihr schönes Gesicht, um ihre Mundwinkel zuckte es schmerzlich. Wie um eine böse Erinnerung zu ver scheuchen, strich sie mit der schmalen Hand über ihre Schläfen und sagte leise, mit wehmütigen Ton zu mir: „Ja es ist wahr. Selbst ich, die ich doch für sanft und weicherzig gelte, bin einmal grausam gewesen, ach, so grausam!“

Doch er gab keine Antwort. Sein Stillschweigen empörte mich, und in einem Anfall von Enttäuschung, Zorn und Neugier glaubte ich instinktiv nicht, daß ein so kraftvoller Mann so feige sein konnte, und so wollte ich ihn zum äußersten bringen und sagte zu René mit schneidendem Dohn: „Spar' Dir doch Deine moralischen Ohrfeigen, der Herr hätte nicht einmal den Mut, die Hand zu erheben und sie Dir zurückzahlen.“

Ich hatte kaum ausgesprochen, als ich zurückwich und mit Entsetzen die Heftigkeit meiner Worte erkannte.

Der Fremde stammelte mit von Schlägen zerriffener Stimme, deren Ton ich nie vergessen werde: „Ich bin nicht feige, doch Sie sind grausam, Sie sollen mein Geheimnis erfahren, das eine Schande für mich ist, für mich, der ich so stolz auf meine Kraft war. Es kostete mich viel, mein Unglück einzusehen, denn nichts quält mich mehr, als Mitleid zu erwecken. Doch Sie haben es gewollt.“ Er schlug seinen Pelzinnenmantel zurück und ich wandte mich graufend ab, seine beiden Arme waren elend verstümmelt.

Ich war 1870 mit im Krieg, dort habe ich beide Arme verloren. Ich bin nicht feige,“ sagte er noch einmal mit herzerweichendem Ton.

Mein Herz kämpfte sich vor Weh zusammen und der Unglückliche verschwand, ehe ich die Kraft fand, seine Verzeihung zu erbitten, so elend, so niedergedrückt war ich von dem, was ich getan hatte.“ — Mlle. Raubert schrie, und zwei große Tränen rollten über ihre bleichen Wangen.

### Dies und Jenes.

„Enigmarellé“. Vor ungefähr hundert Jahren starb in Berlin ein Mann namens Enslin, der sich seinem Beruf gemäß als Optiker und Mechaniker betätigte. Er war aber seinen Genossen im Handwerk so weit überlegen, daß nicht nur sein Ruhm bis auf den heutigen Tag erhalten zu bleiben verdient, sondern auch seine Leistungen in gewisser Beziehung noch jetzt als vorbildlich zu schätzen sind.

In einem Heft der „Centralzeitung für Optik und Mechanik“ widmet William Benck dem alten Meister eine Gedächtnisrede, die das Können Enslins in ein helles Licht rückt. Enslin konnte als Gegenmeister in der Schaffung von Automaten bezeichnet werden. Er vermodete selbstständig arbeitende Spielzeuge aller Art mit einer geradezu staunenswerten Technik und Vollendung auszuführen. Da war zunächst ein junger Spanier mit der „Pantoffel“. Bevor das Orchester zu spielen begann, gab der Anabe die Tonart an. Sollte die Musik einleiten, so nicht er dreimal mit dem Kopf. Dann präliodierte der Automat, spielte eine Andante, und nun setzte der „junge Spanier“ selbst mit der Arie des Paganini. „Der Vogelfänger bin ich ja“ ein. Die Figur blies auf der Panpfeife genau so, wie es ein Lebender hätte machen müssen, indem er stets diejenige Weise an den Mund brachte, die dem verlangten Ton entsprach. Er sah dabei auf einem Stuhl, fest mit den Füßen abwechselnd den Takt zur Musik, schlenkerte darauf mit den Beinen und gebardete sich wie ein wirtlicher Junge. Hielt man ihn ein Licht vor den Mund, so blies er es aus, denn neben dem Röhrenwerk war im Innern der Figur



Frühlingserwachen auf dem Dache eines achtzehn Stockwerke hohen Hotels in Newyork.  
Byron, Newyork, cop.



Aus einer ewig bedrohten Stadt. Carl Delius, Berlin, phot.

Und wieder begann der Versuch seine Apparate auf die lachenden Gesichter am Golf von Neapel herüber zu senden. Wie damals vor zweitausend Jahren Pompeji und Herculaneum, so sind wieder Aufstrebenden um Neapel von den im Innern des Vulkans brodelnden Glutmassen bedroht. Auch über Neapel ging ein von la bella Napoli. So schlicht er sein Leben verbringt, die Majestät des Todes umfließt er mit allem Pomp. Er läßt sich von den seltsam verumminten Bräutigamen zu Grabe geleiten, den Sarg in von Gold- oder Silberblech strotzenden Sammet umhängt. Ein solcher Trauergang in dem helle Leb- und Freude atmen den Neapel berührt den Fremden besonders eigenartig. Er wird den erhaltenen Eindruck lange nicht los-

lassen. Die größte Anerkennung aber fand ein von Enslin konstruierter Seiltänzer in Lebensgröße, der seine Kunst mit einer bemerkenswerten Vollendung jeder Bewegung auszuführen und ein geradezu geniales Kunstwerk der Mechanik darstellte. Die Figur vereinte sich vor dem Publikum schwingend sich dann mit Gleichgültigkeit auf das Seil, ließ sich herab, hob sich wieder empor und stand schließlich auf dem Kopf. Diese Bewegungen wurden nicht nur durch die Ruhe und Grazie eines lebenden Künstlers ausgeführt. Der Automat verlor auch von seinem Fuß eine Bandschleife und reichte dann den Fuß hin, damit sie wieder befestigt würde. Für den Beifall der Zuschauer dankte der Seiltänzer mit Kopfnicken. Die Beschreibung dieses merkwürdigen Apparats ist noch erhalten. Enslin war auch in der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde zu jeder Sitzung geladen.

Eins der kältesten Länder der Erde ist das ungeheure Gebiet von Alaska, das etwa 2/3 mal so groß wie Frankreich ist. Die Goldlucher, die seit einigen Jahren in Scharen in dieses Land gekrümmt sind, hatten nämlich anfangs, solange es noch an dem nötigen Schutz fehlte, furchtbare Leiden zu erdulden. Im Yukon-Tale hat man eine Temperatur von 77 Grad unter Null beobachtet. Wenn eine so starke Kälte auch nur äußerst selten vorkommt, so sind Temperaturen von 50 bis 60 Grad unter Null im Winter doch ziemlich häufig.

Die Geschichte eines Buches. Die Voblesianische Bibliothek in Oxford hat jetzt die erste Foliensgabe von Shakespeares die erste als „überflüssiges Buch“ aus den Beständen der Bibliothek ausgesondert und für ein paar Pfennige verkauft wurde, für 60000 Mark wieder erworben können, nachdem reiche Gönner die nötigen Stiftungen gemacht hatten. Bei dieser Gelegenheit hat man eine Liste der Preise aufgestellt, die es ursprünglich für 20 Mark verkaufte Ausgabe von Shakespeares im Laufe der Zeit erzielt hat, und die ein laienmännliches Anschauen zeigt. Exemplare der Ausgabe erzielten in Antiquaren: 1787: 200 Mark; 1819: 2420 Mark; 1854: 5000 Mark; 1891: 8300 Mark; 1899: 84000 Mark; 1901: 34400 Mark; 1906: 60000 Mark.



Kolatanz zu Ostern in Cattaro.

Pola ist ein aus der Heidenzeit stammender Tanz, der an den hohen Feiertagen, besonders aber am Tage des heiligen Trifon ausgeführt wird. Der heilige Trifon ist ein Märtyrer, der von den Römern im Jahre 250 hingerichtet wurde. Die Venetianer verfaßten dessen Reliquien an eine noch jetzt bestehenden Gilde von dochselischen Seelenten, genannt die Marinarezza, in Cattaro. Der heilige Trifon wurde Schutzpatron der Boedje und man baute ihm zu Ehren den schönen

Dom in Cattaro, der noch heute steht und die Reliquien des Heiligen enthält. Den interessantesten Teil des Festes bildet der uralte Kolatanz. Am ersten Nachmittage der hohen Feiertage zieht die Marinarezza bewaffnet vor den Dom. Dort werden die Tänzer von dem Bischof gesegnet und dann beginnt vor ihm der Tanz, welcher etwa eine Stunde dauert und aus eigentümlichen Rundtänzen besteht. Nach dem Tanze werden die Reliquien zum Kusse gereicht.